

Rezensionen

Ilya S. Prokopov, Die Silberprägung der Insel Thasos und die Tetradrachmen des „thasischen Typs“ vom 2.-1. Jahrhundert v. Chr. (Griechisches Münzwerk). Akademie Verlag, Berlin 2006, 342 S., € 99,80.

Im Grunde ist es eine undankbare Aufgabe, ein hervorragendes Buch zu besprechen, da sich ein ausschließlich lobend äußernder Rezensent leicht dem Verdacht aussetzt, sich nicht intensiv genug mit dem Werk beschäftigt zu haben. Hier jedoch liegen die Dinge anders. Der Autor hat es verstanden, das gewählte Thema für zwei Zielgruppen umfassend und kompetent aufzubereiten. Einerseits wird der Numismatiker in dem für sein Fachgebiet wichtigen Katalogteil alle Fragen an das Material selbst beantwortet finden, andererseits kommt der Althistoriker in kondensierter Form in den Genuss der aus dem Münzmaterial gewonnenen historischen Erkenntnisse. Eine klar formulierte Darstellung der Vorgehensweise erleichtert den Zugang zu dem Gesamtwerk, an dessen Ende nichts weniger steht als die solide erarbeitete Darlegung der Struktur des Münzumsatzes in den Siedlungsgebieten der antiken Thraker, Geten und Daker in dem gewählten Untersuchungszeitraum.

Das von Prokopov erstellte Stempelkorpus – eine unabdingbare Voraussetzung für jedwede numismatisch-geldgeschichtliche Interpretation – sowohl der originalen thasischen Gepräge als auch der Stücke vom „thasischen Typ“ sucht seinesgleichen. Wer jemals einen größeren Materialbestand mit Hilfe der stempelkritischen Methode bearbeitet hat, weiß, was für eine ungeheure Arbeit in diesem Buch steckt. Der Benutzer vermerkt dankbar, dass neben den notwendigerweise komplizierten Benennungen der verschiedenen Vorder-/ Rückseitenkombinationen eine fortlaufende Nummerierung über Typen- und Klassengrenzen hinweg beigegeben wurde; damit ist jedes Stück eindeutig identifizier- und zitierbar. Die Angaben in den Stücknachweisen lassen keinen Wunsch offen. Auf dieser Basis können weitere Untersuchungen ansetzen, z. B. zur Metrologie oder Prägetechnik. Dieser Teil ist ganz im Sinne von Theodor Mommsen, der 1886 ein umfassendes, letztlich aber nicht zu realisierendes *Corpus Nummorum* initiiert hatte, und dessen Credo sich in dem einen Satz ausdrückt: „Die Wissenschaft braucht den Stempel, nicht das Exemplar.“¹

Verglichen mit den 151 Seiten des Katalogs, nimmt sich der zweite wichtige Teil des Werkes auf den ersten Blick dagegen eher bescheiden aus – aber eben nur auf den ersten Blick. Hier stellt Prokopov alle derzeit ihm bekannten Schatzfunde mit thasischen Tetradrachmen zusammen, insgesamt 334 Funde in alphabetischer Reihenfolge der Fundorte aus Italien und den Ländern der Balkanhalbinsel; in die Fundberichte sind alle dem Autor zugänglichen Informationen eingeflossen. Ebenso unentbehrlich wie die Analyse des Materials ist diejenige der Fundvorkommen und -zusammensetzungen. Nur die Synopse beider erbringt ein lohnendes Resultat für die Erforschung der Geld- und Wirtschaftsgeographie einer Region; die vorliegende Arbeit ist dafür ein Paradebeispiel. Die geographisch gegliederte Auflistung der Funde und deren Auswertung findet sich auf den Seiten 39-52. Die Lokalisierung der einzelnen Funde sowie der Fundballungsräume erschließt sich über eine Karte nebst einem wiederum alphabetischen Index, wobei die Fund- und Kartierungsnummern leider nur bis zu Nummer 74 übereinstimmen.

Die offensichtlich mittels automatischer Indizierung vorgenommene Erstellung der Indices führt – wie in manch anderen modernen Publikationen auch – zu bisweilen skurrilen Einträgen wie „USA“ („Sammlungen in Europa und den USA“) oder „Sweden“ und „Tübingen“, wobei diese in allen Fällen zu den Zitiertiteln *SNG Sweden II* und *SNG Tübingen* führen. Das Substantiv „Odrysen“ wird gelistet, das Adjektiv „odrysisch“ bleibt dagegen indextechnisch unerkannt – und damit eine Information dieses Königreichs betreffend auf S. 32. Wesentlich hilfreicher als die im Grunde nichtssagenden Zusammenstellungen moderner Orts- und

1 Hans-Markus von Kaenel, Das Corpus nummorum der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin als Teil des „Großbetriebs der Wissenschaft“ – Anspruch und Wirklichkeit, in: ders./ Maria R.-Alföldi/ Ulrike Peter/ Holger Komnick (Hrsg.), Geldgeschichte vs. Numismatik. Theodor Mommsen und die antike Münze. Kolloquium aus Anlaß des 100. Todesjahres von Theodor Mommsen (1817-1903) an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main, 1.-4. Mai 2003. Veranstaltet durch Fundmünzen der Antike, Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz und Griechisches Münzwerk, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften Berlin (Griechisches Münzwerk). Berlin 2004, S. 21-36, hier S. 26.

Personennamen wäre neben dem Verzeichnis antiker Namen ein Index Rerum gewesen. Das Arrangement der Abbildungen im Tafelteil kann nicht völlig zufrieden stellen. Das konsequent angewandte Prinzip, zwischen dem letzten Stück der vorausgehenden und dem ersten der nächsten Stempelinheit einen Freiraum von der Größe einer Münze zu lassen, führt an einigen Stellen zu unschönen Trennungen zusammengehöriger Exemplare. Zwischen Katalog- und Tafelteil sind als marginal einzustufende Unstimmigkeiten feststellbar, vereinzelte Druckfehler im Tafelteil sind als solche sofort erkennbar und richten daher keinen inhaltlichen Schaden an. Ohne diese Fehler wäre es natürlich besser, andererseits scheut man sich fast, angesichts der gewaltigen Datenmenge und hohen Zahl an Abbildungen auf diese Patzer hinzuweisen; die formalen Defizite sind angesichts der hohen inhaltlichen Qualität des Buches leicht in Kauf zu nehmen. Als hervorragend ist die von Ulrike Peter vorgenommene Übersetzung zu bezeichnen; ein Wort des Dankes seitens des Autors für diese Leistung sucht man leider vergebens.

Frankfurt am Main

Reinhold Walburg

(Dr. Reinhold Walburg, Deutsche Bundesbank, Geldgeschichtliche Sammlung, Wilhelm-Epstein-Straße 14, D-60431 Frankfurt am Main)

Wolfgang Trapp/ Torsten Fried, Handbuch der Münzkunde und des Geldwesens in Deutschland. Aktualisierte Auflage. Reclam, Stuttgart 2006, 318 S., € 14,90.

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um die Neuauflage eines Reclam-Bändchens, das 1999 in erster Auflage von Wolfgang Trapp (*1918-†2003) unter dem Titel „Kleines Handbuch der Münzkunde und des Geldwesens in Deutschland“ herausgegeben wurde.¹ Dem veränderten Titel zum Trotz sind allerdings bei der Neuauflage sowohl das Format als auch der Seitenumfang unverändert geblieben. Offenbar hat der Verlag dem neu hinzugetretenen Mitautor lediglich Veränderungen zugestanden, die keine Verschiebungen der Seitenumbrüche des Bandes zur Folge hatten. So unterscheidet sich die Neuauflage bei einem oberflächlichen Blick in das Inhaltsverzeichnis nicht von ihrem Vorgänger.

Unter diesen Voraussetzungen ist die aktualisierte Auflage des Buches zu beurteilen. Das

Unterkapitel „Von der Mark zum Euro“ (S. 277 f.) ist etwa lediglich durch Tempusänderungen und die Streichung eines Satzes aktualisiert worden. Die in der Rezension von Schneider bemängelten fehlerhaften Angaben zu den nach 1871 in Deutschland tätigen Münzstätten (S. 30, Tab. 4) sind entsprechend berichtigt. Als „Schematische Darstellung des Gepräges einer modernen Münze“ (S. 31, Abb. 2) findet man nun eine gute technische Zeichnung eines 2-Euro-Stücks. Auch die übrigen Abbildungen sind einer graphischen Überarbeitung unterzogen worden. Besonders zugute gekommen ist die Aktualisierung dem Literaturverzeichnis (S. 290-301), das durch die Streichung der Nachweise der in den jeweiligen Kapiteln verwendeten Literatur einen etwas größeren Umfang einnimmt. Hier sind wichtige Werke ergänzt worden, doch fehlt auch einiges Grundlegende und Hilfreiche. Zu nennen wären in diesem Zusammenhang etwa die ausgewählten Schriften zur Numismatik von Peter Berghaus oder Hermann Dannenberg.² Auch die weiteren Bände des Handbuchs der historischen Metrologie von Harald Witthöft sind nicht ergänzt worden. Im Gegenzug hätte man nach Ansicht des Rezensenten auf die eine oder andere Informationsbroschüre zur Einführung des Euros verzichten können.

Allerdings ist es bedauerlich, dass die neue Auflage vom Verlag nicht zu einer stärkeren Überarbeitung des Buches genutzt worden ist. So fehlen nach wie vor Abbildungen zu den zahlreichen Münzsorten, die im Text genannt sind. Darüber hinaus sind – nicht zuletzt in den Abschnitten, die das Mittelalter betreffen – verschiedene weitere Ungenauigkeiten und Fehler erhalten geblieben. So finden sich etwa falsche Fachbegriffe (S. 64: „Periode des überregionalen Pfennigs“ statt richtig „Periode des Fernhandelsdenars“) und eine noch im 19. Jahrhundert verhaftete Terminologie (S. 205: „städtische Beamtenschaft“ statt besser „städtische Funktionsträger“), die unverändert übernommen wurden. Auch inhaltlich problematische Aussagen begegnen dem Leser (S. 65: „Seit Heinrich IV. (1056-1106) war das Pfund zu 240 Pfennig nur mehr Rechnungseinheit“ – das Pfund zu 240 Pfennig

¹ Siehe dazu die Rezension von Konrad Schneider in *Bankhistorisches Archiv* 27 (2001), S. 85.

² Peter Berghaus, *Denar – Sterling – Goldgulden. Ausgewählte Schriften zur Numismatik*. Herausgegeben und eingeleitet von Gert Hatz. Osnabrück 1999; Hermann Dannenberg, *Studien zur Münzkunde des Mittelalters (1848-1905)*. Ausgewählt und eingeleitet von Bernd Kluge. Leipzig 1984.

war seit seiner Einführung unter Karl dem Großen ausschließlich Recheneinheit!), während die Ergebnisse der neueren Forschung an einigen Stellen keine Berücksichtigung gefunden haben (so S. 66, wo für das 10. und 11. Jahrhundert entgegen den Untersuchungen von Wolfgang Hess nach wie vor der „inländische Geldverkehr“ als unbedeutend charakterisiert wird, und S. 67, wo die Prägung der Münzen „al marco“ mit „unzureichenden Waagen“ erklärt ist, obgleich Heiko Steuer deren hohe Präzision ausführlich belegt hat). Auf diese Weise gewinnt man bei der Lektüre des Bandes den Eindruck, als fände numismatische Forschung losgelöst von der Arbeit der Geschichtswissenschaft und der Archäologie statt, was keineswegs der Fall ist. Insgesamt bleibt daher ein zwispältiger Eindruck des Buches zurück: Einerseits dürfte ihm aufgrund seines geringen Preises eine weite Verbreitung beschieden sein, was für die Numismatik wichtig und daher sehr erfreulich ist. Andererseits aber vermittelt der Band leider kein aktuelles Bild dieser Disziplin und ist für eine wissenschaftliche Verwendung weniger geeignet.

Kiel

Hendrik Mäkelar

(Hendrik Mäkelar M. A., Christian-Albrechts-Universität Kiel, Historisches Seminar, Olshausenstraße 40, D-24118 Kiel)

Horst Dreyer, Vertrauen, Verantwortung, Zukunft. 175 Jahre Stadtparkasse Cuxhaven. Deutscher Sparkassenverlag, Stuttgart 2006, 183 S., € 44,94.

„Den zweiten Tag gelangten wir nach Kuxhaven, welches eine hamburgische Kolonie. Die Einwohner sind Untertanen der Republik und haben es sehr gut. Wenn sie im Winter frieren werden ihnen aus Hamburg wollene Decken geschickt, und in allzuheißen Sommern schickt man ihnen auch Limonade.“ Diese satirische Schilderung, die sich in Heinrich Heines 1834 publizierten Roman „Aus den Memoiren des Herren von Schnabelewopski“ findet, hatte mit der Realität nichts gemein. Cuxhaven und die anderen Ortschaften an der Elbmündung, die seit 1394 das zu Hamburg gehörende Amt Ritzebüttel bildeten, erlebten vielmehr während der 1820er und 1830er Jahre eine ausgesprochene Zeit der Not. Schwere Sturmfluten und deren Folgen, zu denen auch die Verseuchung des Trinkwassers und dadurch her-

vorgerufene Krankheiten wie Malaria und Typhus zählten, beeinträchtigten die lokale Wirtschaft stark. Betroffen war insbesondere der Fremdenverkehr, der sich seit der Gründung eines Seebades 1816 zu einer wichtigen Einnahmequelle entwickelt hatte.

Um den sozialen Auswirkungen der ökonomischen Krise zu begegnen, gründeten der Amtmann und mehrere lokale Honoratioren 1831 eine Sparkasse für das Amt Ritzebüttel, deren Organisationsplan nach dem Muster der Hamburger Sparcasse von 1827 gestaltet war. 2006 konnte sie – nun als Stadtparkasse Cuxhaven firmierend – ihr 175-jähriges Jubiläum begehen. Vorstand und Verwaltungsrat des Instituts ist es hoch anzurechnen, dass sie aus diesem Anlass eine umfangreiche Festschrift herausgegeben haben. Denn leider ist diese reflektierende Art der Beschäftigung mit der eigenen Geschichte bei „jubilierenden“ Sparkassen längst nicht mehr selbstverständlich.

Der Verfasser, Horst Dreyer, hat von 1978 bis 2000 als Mitglied bzw. Vorsitzender des Vorstandes die Geschicke der Stadtparkasse Cuxhaven selbst an führender Position mitbestimmt. Er schreibt daher aus einer engen Verbundenheit mit dem Institut heraus. Die dadurch bedingte Nähe zu seinem Untersuchungsobjekt gleicht er aus, indem er die Rolle des Chronisten einnimmt, der Ereignisse schildert und Tatsachen mitteilt, aber eigene Wertungen weitgehend vermeidet. Der Leser erhält auf diese Weise eine sorgfältig recherchierte, fakten gesättigte Darstellung der Unternehmensgeschichte. Mehr noch: Indem Dreyer zu Beginn jedes Kapitels auch die wichtigsten politischen und ökonomischen Entwicklungen im Reichs- bzw. Bundesgebiet und in Cuxhaven selbst beschreibt, gelingt es ihm, den Kontext, in dem die Sparkasse operierte, zu verdeutlichen.

Zum positiven Eindruck der Festschrift tragen auch Dreyers flüssiger Schreibstil sowie die gelungene, den Text an keiner Stelle „überwuchernde“ Bebilderung bei. Dass die Kapitel jeweils mit Gedichten oder Auszügen aus zeitgenössischen Schriften – z. B. dem eingangs wiedergegebenen Heine-Zitat – eingeleitet werden, ist eine gute Idee, stimmen diese doch den Leser gewissermaßen auf das ein, was ihn im folgenden Abschnitt erwartet.

Da sich das Buch vor allem an Kunden, Geschäftspartner sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stadtparkasse Cuxhaven wendet, ist dessen chronikhafter Charakter angemessen. Leser, die an einer wissenschaftlich-analytischen Unternehmensgeschichtsschreibung interessiert sind, werden jedoch an manchen Stellen eine stärker

problemorientierte Darstellung vermissen. Zwei Beispiele sollen diese Einschätzung belegen.

Um zu zeigen, wie die nationalsozialistische „Machtergreifung“ direkt die Geschäftspolitik der Stadtparkasse Cuxhaven beeinflusste, zitiert Dreyer einen Beschluss des Sparkassenrats aus dem September 1933. Darin wurde festgelegt, dass Kreditsuchende künftig über ihre politische Vergangenheit, insbesondere die Zugehörigkeit zu politischen Organisationen, auszufragen seien, damit sich der Sparkassenrat ein Bild „über die politische Herkunft und Einstellung der Betroffenen“ machen konnte (S. 71). Es bleibt jedoch offen, ob dieser Beschluss umgesetzt wurde sowie ob und in wie vielen Fällen Kredite tatsächlich aus politischen Gründen versagt wurden. Gerade diese Informationen sind aber erforderlich, wenn man beurteilen will, in welchem Ausmaß die Sparkasse von den Nationalsozialisten tatsächlich politisch instrumentalisiert wurde.

Das zweite Beispiel bezieht sich auf die jüngere Vergangenheit der Sparkasse. War deren Entwicklung bis dahin parallel zur wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Cuxhaven verlaufen, so änderte sich dies Ende der 1970er Jahre grundlegend. Hauptsächlich aufgrund standortspezifischer struktureller Probleme macht die Cuxhavener Wirtschaft seitdem schwere Zeiten durch. Nach dem Niedergang der Werften, des Fischfangs und der fischverarbeitenden Industrie sowie dem Abzug von Bundeswehreinrichtungen ist die „Stadt am Tor zur Welt“ heute weitgehend vom Tourismus abhängig. Die Bevölkerungszahl nimmt ab, die Arbeitslosigkeit ist hoch und der kommunale Haushalt defizitär. Im Gegensatz dazu verzeichnete die Stadtparkasse im letzten Vierteljahrhundert ein kontinuierliches Wachstum ihrer Geschäfte. Wie war dies einem kommunal gebundenen Kreditinstitut möglich? Welche strategischen Entscheidungen haben dazu geführt, dass sich die Sparkasse ein gutes Stück von der wirtschaftlichen Entwicklung in ihrem Geschäftsgebiet abkoppeln konnte? Solche und ähnliche Fragen bleiben leider unbeantwortet.

Ungeachtet dieser Anmerkungen hat die Stadtparkasse Cuxhaven eine vor allem durch ihren Faktenreichtum beeindruckende Jubiläumsschrift vorgelegt, der auch außerhalb Cuxhavens ein größerer Leserkreis zu wünschen ist und die anderen Kreditinstituten mittlerer Größe als Vorbild dienen möge.

Bonn

Thorsten Wehber

(Dr. Thorsten Wehber, Deutscher Sparkassen- und Giroverband, Wissenschaftliche Dienste, Forschung und Dokumentation, Postfach 1429, D-53004 Bonn)

Felix Jüdel, Erfahrung läßt sich nicht vererben. Dresdner Bank. Ihre Entwicklung von 1872 bis 1914. Mit einer Einleitung von Morten Reitmayer, hrsg. von der Eugen-Gutmann-Gesellschaft (Publikationen der Eugen-Gutmann-Gesellschaft 1). Leipziger Universitäts-Verlag, Dresden 2006, 252 S.

Erinnerungen von Bankiers aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg stellen eine recht seltene Quellengattung dar. So ist es ein Glücksfall, dass die Aufzeichnungen Felix Jüdel's, Vorstandsmitglied der Dresdner Bank zwischen 1897 und 1925, überliefert sind. Der Eugen-Gutmann-Gesellschaft kommt das Verdienst zu, diesen Schatz für eine breitere Öffentlichkeit gehoben zu haben. Die Herausgeber haben sich aber nicht damit begnügt, nur den Text abzudrucken, sondern sie haben eine sorgfältige Edition mit erläuternden Anmerkungen vorlegt und darüber hinaus einen einleitenden Kommentar von Morten Reitmayer, einem ausgewiesenen Bank- und Sozialhistoriker, vorangestellt.

Wie Reitmayer schreibt, ist über Felix Jüdel (1854-1938) nur wenig bekannt. Er stammte aus bürgerlichen Verhältnissen, die man der Mittelschicht zuordnen könnte. Sein Vater war Rechtsanwalt und Justizrat am Oberappellationsgericht in Celle. Jüdel trat 1881 in die Dienste der Dresdner Bank ein. Dass er auf der beruflichen Karriereleiter nur langsam vorankam, erklärt Reitmayer mit Jüdel's fehlender großbürgerlicher Herkunft. Im Jahr 1895 wurde Jüdel stellvertretender Direktor, 1897 folgten die Berufungen zum stellvertretenden und 1909 zum ordentlichen Vorstandsmitglied. Von 1925 bis 1931 gehörte er dem Aufsichtsrat der Dresdner Bank an.

Jüdel hat das Manuskript im Jahr 1929 abgeschlossen, d. h. noch als aktiver Aufsichtsrat. Im Vorwort des Rückblicks stellt er paradoxerweise fest, dass sich Erfahrung nicht vererben lässt. Dennoch führt Jüdel zur Rechtfertigung seiner Schrift an, dass aus der Vergangenheit Lehren gezogen werden könnten und dass deshalb seine Erinnerungen über den Aufstieg der Dresdner Bank insbesondere für jüngere Führungskräfte interessant sein könnten (S. 41). Reitmayer bezweifelt diese Motive, da Jüdel eben keine Erfahrungen weitergebe und sich stattdessen auf eine rein deskriptive Darstellung beschränke. Jüdel betone zudem die kontinuierliche Aufwärtsentwicklung der Dresdner Bank, während dieses Kreditinstitut in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vielmehr starke Diskontinuitäten aufgewiesen habe. Reitmayer folgert hieraus, dass Jüdel einerseits zu seinem 75. Geburtstag persönliche Rückschau halten und andererseits Eugen Gutmann (1840-1925), den

Bankhistorisches Archiv, 32. Jahrgang, Heft 2/2006

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

autokratischen Lenker der Dresdner Bank, würdigen wollte. Die von Jüdel hervorgehobene Kontinuität und zähe Arbeit zielten weniger auf die Bank als auf seine eigene Biografie.

Der eigentliche Text Jüdelles umfasst einschließlich zahlreicher Abbildungen rund 175 Seiten. Die Aufzeichnungen sind im Original nicht untergliedert, sondern folgen einer schlichten Chronologie. Im Sinne einer besseren Übersichtlichkeit haben die Herausgeber das Manuskript in verschiedene Kapitel unterteilt und sich dabei an den Entwicklungsphasen der Dresdner Bank orientiert. Jüdel hat als Quellen hauptsächlich die Geschäftsberichte herangezogen, darüber hinaus stützt er sich auf Instruktionen und zitiert längere Passagen aus Briefen, u. a. von Eugen Gutmann. Die Erinnerungen wirken demzufolge wie ein ausführlicher Geschäftsbericht für die Periode zwischen 1872 und 1914. Ereignisse und Daten werden in loser Folge mit nur wenigen Schwerpunkten aneinandergereiht, sodass der Lesefluss deutlich leidet. Stattdessen werden eine Fülle von Details, aber auch Einblicke in wichtige Etappen der Geschichte der Dresdner Bank sowie ansatzweise in das Denken eines Bankdirektors geboten.

Jüdel schildert, wie Reitmayer zu Recht anmerkt, recht nüchtern und sachlich den Aufstieg der Dresdner Bank zu einer Großbank. Als Erfolgsfaktoren führt er zähe Arbeit und einen gewissen Wagemut an. Seine Erinnerungen sind aber keine reine Laudatio, sondern Jüdel räumt offen Schwierigkeiten und Rückschläge in der Entwicklung seiner Bank ein. Er verschweigt beispielsweise nicht die langwierigen Probleme mit der Export- und Lagerhaus-Gesellschaft vorm. Nagel, das die Hamburger Filiale von ihrem Vorgängerinstitut übernommen hatte. Jüdel geht auch auf die Krise von 1901 ein, in der sich die Dresdner Bank starken Belastungen ausgesetzt sah. Allerdings sieht er als Ursachen nicht eigene Fehler der Bank wie eine übertriebene Expansionspolitik, sondern wettet gegen Spekulanten und die Presse, die er der „Verbreitung der gemeinsten Lügen“ bezichtigt (S. 153).

Ungeachtet einer gewissen Voreingenommenheit lassen sich aus der Rückschau zumindest aber mehr oder weniger allgemeine Erfahrungen herauslesen. Seine Erinnerungen wirken wie ein Plädoyer für das Prinzip der Universalbanken, die auf wechselnde konjunkturelle Lagen flexibel mit der Ausweitung anderer, nutzbringender Geschäftsweige reagieren können. Jüdel streut ferner Kernsätze ein wie z. B.: „Ein Hauptaktivum für eine Bank ist aber das Vertrauen, das sie genießt“ (S. 156). Ganz konkret fordert er, dass Bankiers keine industriellen Unter-

nehmungen führen sollten, weil sie über keine ausreichende Sachkenntnis verfügten (S. 48). Nebenbei erfährt der Leser, wie sehr das Konsortialgeschäft nicht nur von geschäftlichen Erwägungen, sondern vielmehr auch von strategischen Überlegungen und Rücksichten auf mögliche Konsortialpartner beeinflusst wurde.

Jüdel macht von seiner Person kaum Aufhebens. Sein Name taucht nur an wenigen Stellen im Text auf; dabei vermeidet Jüdel die Ich-Form, indem er von sich selbst nur in der dritten Person spricht. Eher beiläufig erwähnt er seine Verdienste für den Aufbau der Londoner Filiale. Demgegenüber schildert er Eugen Gutmann als die eigentlich treibende Kraft der Dresdner Bank, aber auch andere Vorstandsmitglieder wie Emil Holländer werden lobend in den Vordergrund gestellt. Wohl mit Rücksicht auf die bankersübliche Diskretion unterbleibt jedoch eine wirkliche Annäherung an ihre Persönlichkeiten. Jüdelles Beweggründe, überhaupt einen Rückblick zu verfassen, dürften insgesamt daher vornehmlich in einer hohen Identifikation mit seinem langjährigen Arbeitgeber sowie in einem individuellen Beschäftigungsdrang nach einem erfüllten Berufsleben anlässlich seines bevorstehenden 75. Geburtstages zu suchen sein.

Die Veröffentlichung der Eugen-Gutmann-Gesellschaft ist gefällig bebildert und ansprechend gestaltet (das dezente Grün, in dem die Zitate gedruckt sind, erschließt sich allerdings erst wirklich bei Tageslicht). Die sorgfältig recherchierten Anmerkungen und Kurzbiografien im Anhang ergänzen den Haupttext in vorbildlicher Weise. Ein wenig schade ist, dass die Rezeptionsgeschichte nicht weiter vertieft wird. Gibt es Hinweise auf die Höhe der Auflage? Wer erhielt Exemplare der Erinnerungen? Leider fehlt auch ein Faksimile des Originals, sodass man keinen optischen Eindruck des Manuskripts erhält. Dennoch stellen Jüdelles Erinnerungen eine bemerkenswerte und nützliche Publikation dar, die implizit die perspektivische Gebundenheit von Zeitzeugen unterstreicht. Jüdelles Aufzeichnungen sind keine erbauliche Erinnerungsliteratur, sondern es handelt sich um einen großartigen Steinbruch, der jedem, der sich für die Geschichte und die Persönlichkeiten der Dresdner Bank wie auch für die deutsche Bankengeschichte vor dem Ersten Weltkrieg interessiert, zahlreiche Einsichten vermittelt.

Frankfurt am Main

Detlef Krause

(Dr. Detlef Krause, Commerzbank AG, ZKK – Externe Kommunikation, Historisches Archiv, D-60261 Frankfurt am Main)

Imke Thamm, *Der Anspruch auf das Glück des Tüchtigen. Beruf, Organisation und Selbstverständnis der Bankangestellten in der Weimarer Republik* (Beiträge zur Unternehmensgeschichte 24). Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006, 298 S., € 59,-.

Nicht zu bestreiten ist, dass sich die bankhistorische Forschung lange Zeit auf das operative Geschäft der großen Kreditinstitute, vor allem auf die Haupt- und Staatsaktionen sowie auf die Rolle und den Einfluss prominenter Bankiers in der modernen Volkswirtschaft konzentrierte. Andere Aspekte des Bankbetriebs wurden dagegen eher vernachlässigt. Dazu zählt auch die Personalpolitik der Institute. Daher ist es lobenswert, dass sich die Verfasserin des vorliegenden Buches intensiv mit der Rolle der Bankangestellten während der Weimarer Republik beschäftigt, wirft ihre Studie doch einen ganz anderen Blick auf den Betriebsalltag, aber auch auf innerbetriebliche Konflikte in der Kreditwirtschaft, die bisher von den meisten Arbeiten zur Bankgeschichte kaum thematisiert wurden.

Während des Kaiserreiches zählten die Personen, die in einer Bank arbeiteten, ohne Zweifel zur „Elite“ der Angestellten. Diese Position wurde seit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, vor allem während der deutschen Nachkriegsinflation und der Stabilisierungskrise nach dem Ende des Währungsverfalls massiv in Frage gestellt. Die deutsche Kreditwirtschaft litt gerade nach 1924 unter Anpassungsproblemen und einer wachsenden ausländischen Konkurrenz, musste Umstrukturierungs- und Rationalisierungsmaßnahmen durchführen und in diesem Zusammenhang auch einen großen Teil ihrer während der Inflationszeit aufgeblähten Belegschaft entlassen. Die Bankangestellten sahen sich – ebenso wie die Kreditinstitute selbst – in der öffentlichen Meinung diskreditiert, zudem mussten sie Behauptungs- und Durchsetzungsstrategien entwerfen, um ihren Arbeitsplatz in der auch während der „Weimarer Konjunktur“ und der Weltwirtschaftskrise von Problemen geschüttelten Kreditwirtschaft zu sichern.

Die Versuche der Bankangestellten, ihre soziale Position in der Gesellschaft der Weimarer Republik zu behaupten, untersucht Imke Thamm sowohl sachthematisch als auch chronologisch. Nach einem Überblick über die Entwicklung der Kreditwirtschaft während des Kaiserreichs und des Ersten Weltkriegs schildert sie zunächst die Schritte und Maßnahmen, die zur Gründung von Bankangestellten-Verbänden

als Mittel einer kollektiven Interessendurchsetzung führten. Dabei identifiziert sie zwei Verbände, die sich in erster Linie als berufsständische Interessenorganisationen der Bankangestellten verstanden: den eher konservativen Deutschen Bankbeamten-Verein und den Allgemeinen Verband der deutschen Bankangestellten, in dem die weniger qualifizierten und schlechter bezahlten Arbeitskräfte der Kreditinstitute organisiert waren. Zu Recht hebt Thamm die zunehmende Radikalisierung der Verbände während der Inflationszeit hervor – eine Folge des schnellen Aufbaus der Bankbelegschaften mit unqualifiziertem Personal infolge des enorm gestiegenen Arbeitsanfalls sowie zahlreicher Tarifkonflikte mit den Bankleitungen, die nur widerstrebend bereit waren, ihren Angestellten Löhne zu zahlen, die den durch den Währungsverfall erlittenen Kaufkraftverlust kompensieren konnten.

Die zentralen und am besten strukturierten Abschnitte der Studie bilden sicherlich die Kapitel über die Anpassungsprobleme und die Rationalisierungsmaßnahmen in der Kreditwirtschaft nach dem Ende des Währungsverfalls. Hier gelingt es Thamm mit großer Detailkenntnis, die enormen Veränderungsprozesse in den Banken mitsamt ihren Folgen für die Belegschaften plausibel und aufschlussreich darzustellen. Der Rationalisierungsdruck nach der Inflation machte auch vor den Kreditinstituten nicht halt. Ein großer Teil der Angestellten wurde entlassen, um Kosten zu senken. Zudem versuchten die Institute, ihre gesunkene Rentabilität durch die Einführung von „moderner Bürotechnik“ zu verbessern. Für die Bankangestellten unterminierte diese Konstellation ihre frühere Stellung sowohl im Bankbetrieb als auch in der sozialen Hierarchie der abhängig Beschäftigten. Selbst ihre Verbände und Interessenorganisationen sahen sich angesichts dieser Entwicklung nicht in der Lage, für ihre Mitglieder soziale Residuen zu erstreiten, wie Thamm eindrucksvoll nachweisen kann. Zunehmende Klagen der Bankangestellten über ihren sozialen Abstieg, aber auch über die „Entmenschlichung“ ihres Arbeitsplatzes waren daher an der Tagesordnung. Der Abwehrkampf, den die Bankangestellten führten, um ihre soziale Position in der Gesellschaft der Weimarer Republik zu behaupten, war jedoch nur von mäßigem Erfolg gekrönt.

In ihrem letzten Kapitel zeigt Thamm eindrucksvoll, wie das frühere Prestige und die soziale Anerkennung der „Bankbeamten“ angesichts dieser Entwicklung weiter schwanden. Auch in ihrer Selbstsicht empfanden viele Bankangestellte ihre Lage als prekär, nicht nur aufgrund wachsender

materieller Probleme während der Weltwirtschaftskrise, sondern auch, weil ihnen angesichts von Stellenabbau und Rationalisierungsdruck Aufstiegs- und Karrierechancen auf Jahre hin verbaut waren. Thamm kann daher plausibel nachweisen, dass für die meisten Angestellten die früheren Karriere- und Orientierungsmuster im Kreditgewerbe während der Weltwirtschaftskrise rasch an Gültigkeit verloren.

Im Ergebnis legt Thamm eine gut lesbare, gut recherchierte und strukturierte Studie zur sozialen Lage der Bankangestellten während der Weimarer Republik vor. Dadurch erhält man zum ersten Mal einen tieferen Einblick in das Innenleben des Bankbetriebs, aber auch in die gravierenden sozialen Konflikte, die in einer Reihe von Instituten gerade nach dem Ende der Inflation auftraten. Hätte die Verfasserin in einigen Fällen ihre Arbeit noch mehr auf die Berliner Großbanken und deren Quellenmaterial fokussiert, so hätte ihre Argumentation und Beweisführung noch mehr Durchschlagskraft gewonnen. Dennoch: Thamm's Studie ist unverzichtbar für eine genaue Analyse der Kreditwirtschaft während der Weimarer Republik.

Bochum

Harald Wixforth

(Dr. Harald Wixforth, Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Geschichtswissenschaften, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte, D-44780 Bochum)

Sebastian T. Pollems, Der Bankplatz Berlin zur Nachkriegszeit. Transformation und Rekonstruktion des Ost- und Westberliner Bankwesens zwischen 1945 und 1953 (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 83). Duncker & Humblot, Berlin 2006, 501 S., € 94,-.

Thema der wirtschaftswissenschaftlichen Dissertation von Sebastian T. Pollems ist der Wiederaufbau und die Spaltung des Berliner Bankwesens in der Zeit zwischen 1945 und 1953. Pollems gelangt auf überzeugende Art und Weise zu einigen spannenden Resultaten, welche über den bankhistorischen Fokus hinaus auch für die allgemeine Wirtschafts- und Politikgeschichte von Bedeutung sind. Der Autor verfolgt einen strukturgeschichtlichen Ansatz. Als Praktiker verfügt er über viel banktechnisches Wissen, schreibt nüchtern wie ein Buchhalter und vermeidet Dramatisierungen und Zuspitzungen so

stark, dass sich streckenweise narrative Langeweile einstellt. Dabei enthält die scheinbar trockene Materie durchaus dramatischen Zündstoff, z. B. als die Sowjetische Militäradministration (SMAD) nach der Einnahme Berlins alle Banken schloss und deren Tresore plünderte oder als sich der Direktor der Berliner Sparkasse am 10. Dezember 1948 zusammen mit einigen Mitarbeitern, mehreren Büromaschinen und 250.000 DM Bargeld in die westlichen Sektoren absetzte und damit die Spaltung seines Instituts besiegelte. Problematisch und anfällig für Kritik ist die in zwölfjähriger Arbeit bei Wolfram Fischer entstandene Dissertation da, wo Pollems des Langen und Breiten auf die Ziele der SMAD eingeht – und dies, ohne sich je auf russische Originalquellen zu stützen.

Im Zentrum der Untersuchung steht die Entwicklung dreier wichtiger Institute der Nachkriegszeit: des Berliner Stadtkontors als Einrichtung des Magistrats mit zentralbankähnlichen Aufgaben, der Sparkasse Berlin als Nachfolgerin des kommunalen Sparkassensystems sowie der Berliner Volksbank als Erbe des genossenschaftlichen Bankwesens. Diese drei Institute bestanden auch nach der Teilung Berlins sowohl im Ost- als auch im Westteil der Stadt weiter und nahmen in ihren jeweiligen Wirtschaftssystemen zunehmend unterschiedliche Funktionen wahr.

Das Bankwesen ist einer, wenn nicht *der* Schlüsselsektor jeder kapitalistischen Volkswirtschaft. Dies muss auch den sowjetischen Administratoren klar gewesen sein. Umso erstaunlicher ist es, wenn man bei Pollems liest, wie die SMAD jegliche Ideologie beiseite ließ, mit welcher pragmatischer Haltung sie sich an die Wiedereröffnung des Berliner Bankwesens machte und wie sie sich lange Zeit darum bemühte, Weichenstellungen zu einer gesamtdeutschen Lösung zu verhindern. Auch die KPD/ SED verzichtete darauf, die Banken für ihre wirtschaftspolitischen Ziele zu instrumentalisieren und ihnen eine herausragende Rolle bei der Transformation in Richtung Planwirtschaft einzuräumen. Pollems erklärt dies nicht zuletzt mit dem mangelnden Verständnis für das Bankwesen, das die Funktionäre der KPD/ SED mitbrachten. Interessant ist auch, was der Autor über die Rekonstruktion des Westberliner Bankwesens schreibt. Die Initiative zum Wiederaufbau eines staatsunabhängigen, privaten Bankensektors kam in erster Linie von den Banken selbst sowie von ihren Kunden. Sie wurde von den Westalliierten unterstützt, wohingegen der Westberliner Magistrat, von der Sozialdemokratie dominiert, auf öffentlich kontrollierte Institute Wert

legte und sich lange Zeit grundsätzlich gegen die Zulassung privater Banken sträubte. Die übertrieben starke Stellung der kommunalen Kreditinstitute behinderte das (Wieder-)Erstarken des Berliner Bankwesens und den Anschluss an die Entwicklung in der Bundesrepublik, geschweige denn in anderen Ländern. Bis heute ist die relativ schwache Stellung der privaten Banken für den Berliner Bankenplatz eine Hypothek geblieben. Dieser konnte unter anderem deswegen nie mehr an die Jahrzehnte nach der Reichsgründung von 1871 anknüpfen, also an die Zeit, in der er den Finanzplatz Frankfurt weit in den Schatten gestellt hatte. Die Resultate von Pollems' Untersuchung weisen über ihren engeren, bankhistorischen Rahmen hinaus. Sie sind gut in die Geschichte des Kalten Krieges und in die damit einhergehende Systemkonkurrenz eingebettet. Namentlich der Anhang, der mit zahlreichen Verzeichnissen, Tabellen und Übersichten ausgestattet ist, bietet aber auch jenem Historiker viel, der sich für die Geschichte des Berliner Bankwesens im engeren Sinne interessiert.

Bern

Christoph Maria Merki

(Prof. Dr. Christoph Maria Merki, Universität Bern, Historisches Institut, Abteilung Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte, Untobler, Länggassstraße 49, CH-3000 Bern 9)

Gary Burn, The Re-Emergence of Global Finance. Palgrave Macmillan, London 2006, 231 S., £ 55,-.

The particular focus of this book is a study of the emergence of the Euro-dollar and Euro-bond markets in London during the 1950s and 1960s. It is an exhaustive account incorporating not only a comprehensive use of the available published material, both primary and secondary, but also an extensive use of the Bank of England archives in London, the Federal Reserve Board archives in New York, and interviews with a number of the leading participants, such as those in Warburgs. As such its conclusions need to be taken seriously as it is based on a careful reading of the available evidence. However, this book is far more than an attempt to trace the emergence of these markets and explain why they came to be located in London. That story is placed within the context of the City of London as a longstanding international

financial centre and the relationship it had with both the British state and British society. What interests the author is much less the growth of financial markets and the use made of them by participants, whether domestic or foreign, and much more the political processes taking place and what they reveal about the relative power possessed by governments compared to markets. It is thus not surprising that this book is the product of the Centre for Global Political Economy at the University Sussex as it reflects the growing interest of political scientists in the power exercised by banks and financial markets. Thus the book has an agenda and that is to establish why markets, especially those operating beyond the jurisdiction of national governments, came to the fore after the Second World War, despite the seeming triumph of the state at the end of that conflict.

The book begins with an introductory chapter that seeks to set the debate in context from the perspective of a political scientist. From this it is clear that the hand of the state is seen in all that happens, even the design of financial markets, with a corresponding reluctance to accept that market participants can, themselves, create solutions to problems. Underlying this approach is a belief that markets are fundamentally chaotic and thus in need of government direction and control if they are to avoid spreading that chaos to the rest of the economy. At the same time there is also a belief that international markets undermine national governments and thus their power has to be curbed. In the case of Britain this power of the City of London is traced back to the political revolution of 1688 when William of Orange displaced the Stuart dynasty, and brought in Dutch financial techniques. Such views as these are widespread among social scientists, especially political scientists and sociologists, who are searching for grand explanations about the nature of modern society. What is novel about this book is how these theories are applied to the period of the 1950s and 1960s with an in depth exploration of the development of the Euromarkets. This is then taken up in the next five chapters which explore the events leading to the establishment of the Euro-dollar market for bank deposits in the 1950s and the Euro-bond market for securities in the 1960s.

What is first tackled is the inadequacy of the various explanations already given for the establishment of these markets, whether they have come from those who stress general state involvement or general market response. Instead, the focus of the explanation is increasingly narrowed to the historic City-Bank-Treasury Nexus that existed in Britain.

Such a nexus is seen to have possessed the power to influence government policy in Britain for centuries with only a brief hiatus that began with the £ sterling being forced off the Gold Standard in 1931 and ended with the appearance of the Euromarkets in the 1950s and 1960s. The historic components of this account add little new to this debate, which is well established in Britain, and does not go unchallenged. It is only when the book moves onto the actual events leading up to the Euromarkets that it begins to make a real contribution to this debate. Here the influence of the City of London is seen to pervade all economic decision-making in Britain in the 1950s and 1960s, especially the support given to maintain the £ sterling as a strong international currency.

However, here there is a problem as the City was increasingly moving towards the use of the US \$ rather than the UK £, and thus the rise of the Euro-markets. The explanation for this apparent paradox appears to be the inability of those in financial markets to recognise that the £ was doomed as an international currency and that the City's survival as an international financial centre depended upon a switch to the increasingly dominant and widely available \$. Hence the continued support for the £, as a result of City influence, even when the Euro-markets were growing rapidly. However, this is a very mono-causal explanation for Britain's sterling policy and fails to recognise the wide range of forces at work not just after 1964, with the election of Labour Government unsympathetic to the City, but also for the preceding Conservative administration in power since 1951. The author cites in support of his contention that the support of Sterling was a City-inspired policy, the lack of serious debate on the issue in the corridors of political power. This appears to be the first time that the absence of evidence is used to support a belief that the City of London was all-powerful in the determination of British economic policy and is the weakest part of the book.

In contrast, the strongest aspects of the book are the detailed accounts of the role played by the Bank of England in the creation of these Euromarkets through a policy of both benign neglect and general support. Though an attempt is made to show that the Bank of England was actively involved in the creation of these markets, as a way of restoring the City of London's international position, what comes across much more forcefully is that the Bank of England had far more pressing concerns in the financially troubled decades of the 1950s and 1960s and so the Euromarkets could be left to their own

devices. Passive support is not the same as active design. Similarly strong is the examination of the activities of the Federal Reserve Board in New York. Again, this comes across as one of neglect on an even greater extent than the position of the Bank of England. In fact, there was even a sense of relief in the Federal Reserve as the development of an external market for \$s was seen as providing some relief for the pressure it was under. If these external \$s had been converted into other currencies or presented for exchange into gold, the US \$ would have come under even greater pressure than it was in the course of the 1960s. Again, though, relief or benign neglect did not constitute design, which is what the author concludes.

By suggesting that the Bank of England was the creature of the City of London the author seeks to show that what was taking place in the emergence of the Euromarkets was a shift in power away from the state towards those financial interests that had long held sway in Britain. In this the fact that the Bank of England was taken into state ownership in 1946 is seen as irrelevant as it remained unchanged in the way it operated and its relationship with those in the City of London. Though nationalisation in 1946 did not represent a sudden change for the Bank of England, coming after a period of close working with the government, it did represent a complete transformation compared to the pre-1914 era. At the same time the control of the Bank of England by the government in the post-war years progressively altered its orientation and responsibilities. Consequently, it is simply not acceptable to use a state-owned Central Bank as representative of the banks and markets of the post-war City of London. For that purpose the author needed to widen his research to other areas of the City, such as the domestic and foreign banks active in the Euromarkets, and that has not been done. This one-sided approach to research on financial markets, where the official record is given preference over those of the active participants, inevitably leads to an interpretation that puts the actions of the state on centre stage.

Nevertheless, this is a valuable book that is well-researched and highly readable, despite the technical nature of the subject matter. It makes an important contribution to our understanding of the development of the international financial system in the 1950s and 1960s, the re-emergence of the City of London as a major financial centre, and the debate on City-Government relations. What it establishes is the important role played by the Bank of England. What it does not establish is that the re-emergence

of these markets was a plot by Britain's ruling class to re-gain the power lost in the 1930s and 1940s. I suspect, that is what the author was seeking to achieve. Instead, a book like this shows that, whatever the author's aims and objectives, good historical research has great value if it is properly conducted and the evidence and argument are fairly presented, for that makes it of use to all those interested in the subject.

Durham

Ranald Michie

(Professor Ranald C. Michie, Head, Department of History, University of Durham, 43 North Bailey, Durham, DH1 3EX, United Kingdom)

Munawar Iqbal/ Philip Molyneux, Thirty Years of Islamic Banking. History, Performance and Prospects. Palgrave Macmillan, New York 2005, 190 S., £ 50,-.

Vor uns liegt ein Band, der die bemerkenswerte Erfolgsgeschichte des islamischen Bankwesens in den letzten 35 Jahren sehr schön zusammenfasst und darüber hinaus Perspektiven für weitere Forschungsansätze zum Thema entwickelt. Geschrieben haben das Buch zwei herausragende und ausgewiesene Fachleute. Munawar Iqbal ist Chief of Research for Islamic Banking and Finance der Islamic Development Bank in Dschidda, also dem weltweit größten islamischen Finanzinstitut. Vor einigen Jahren hatte Munawar Iqbal den Posten eines Direktors an dem International Institute of Islamic Economics der islamischen Universität in Islamabad inne. Sein Co-Autor Philip Molyneux bekleidet sowohl eine Professur für Bankwesen und Finanzen an dem Institute of European Finance der University of Wales, Bangor wie auch einen Lehrstuhl an der Erasmus University im niederländischen Rotterdam.

Das Werk ist klar und sinnvoll strukturiert. An eine kurze Einleitung (S. 1 ff.) schließt sich eine Einführung in die Grundlagen des islamischen Bankwesens an (S. 4-17). Alle Bankgeschäfte müssen im Rahmen der Regelungen durchgeführt werden, die das islamische Recht vorgibt. Dies schließt erst einmal Geschäfte aus, die mit irgendeiner Form von Alkohol, Rauschmitteln, Prostitution, Schweinen oder unrein geschlachtetem Fleisch und Blut zu tun haben. Wichtiger ist jedoch die generelle Ablehnung von Zinsen (*riba*), etwa bei Schuldver-

schreibungen oder Obligationen. Betroffen sind auch Investitionen in Projekte von Personen und Firmen, die Zinsen nehmen oder geben. Allerdings gibt es Ausnahmen. Auch wenn die meisten Muslime aus den Koranversen zum *riba*-Verbot geschlossen haben, dass jegliche Darlehen mit festem Aufschlag für den Darlehensgeber unmoralisch und verboten sind, waren sich Koranexegeten und islamische Rechtsgelehrte seit den Anfängen des Islams uneins darüber, wie eng das *riba*-Verbot auszulegen ist und was mit *riba* genau gemeint ist. Ebenso verhält es sich mit dem zweiten zentralen Bereich, der islamischen Banken grundsätzlich untersagt ist: *gharar*. Damit ist jede Form von Risiko, Unsicherheit oder Spekulation gemeint. Dieses Verbot einzuhalten ist natürlich bei vielen Transaktionen sehr schwierig. Islamische Banken sind daher oftmals gezwungen, ein gewisses Ausmaß an *gharar* zu akzeptieren.

Im nächsten Abschnitt (S. 18-35) kommen die Verfasser auf die grundlegenden Praktiken islamischer Bankgeschäfte zu sprechen. Eine Innovation ist schon, dass Organisationen oder Unternehmen wie eine Bank als juristische Person Vertragspartner sein können. Im klassischen islamischen Vertragsrecht sind nur physische Personen als vertragsfähig vorgesehen. Ferner hat man im Laufe der Zeit aus dem klassischen islamischen Recht verschiedene Vertragsmodelle entwickelt, die sich im Alltagsgeschäft als sehr effizient erwiesen haben. Ein paar Beispiele: Mit dem Begriff *musharaka* wird eine Handelsgesellschaft zur Finanzierung eines Kaufs oder Verkaufs einer Maschine oder einer Ware bezeichnet. Sowohl die Bank wie auch der Partner beteiligen sich finanziell an der Transaktion, aber nur der Partner führt das Geschäft durch. Unter *mudaraba* ist eine Partnerschaft zu verstehen, bei der ein Investor einem Agenten Kapital überlässt, damit letzterer Handel treibt und den Gewinn mit dem Kapitalgeber in einem vorab ausgehandelten Verhältnis teilt. Im Falle eines Verlustes trägt diesen der Kapitalgeber, während der Agent lediglich die aufgewendete Zeit und Arbeit sowie den nicht erzielten Gewinn einbüßt. *Murabaha* stellt eine Kombination von Kauf und Kreditkauf dar und ist damit eine islamische Alternative zum Akkreditiv. Es geht um einen Weiterverkauf mit Gewinnaufschlag. Der Vertrag besteht aus zwei Teilen: Erstens dem Versprechen des Auftraggebers, die Ware beim Eintreffen abzunehmen, und zweitens dem Kaufvertrag, wobei letzterer erst abgeschlossen ist, wenn die Bank die Güter erworben hat. Ein Darlehensnehmer verkauft dem Darlehensgeber einen Gegenstand für 1.000 Dollar, zahlbar sofort und in bar, und kauft

gleich darauf den Gegenstand für 1.250 Dollar zurück, zahlbar in zwölf Monaten. Einen wichtigen Bereich des Bankgewerbes, nämlich (mit einem Risiko behaftete) Versicherungen, werden mit Hilfe von so genannten „*tafakul*-Vereinbarungen“ abgedeckt. Hierbei zahlen alle Mitglieder jährlich in einen Solidaritätsfonds ein. Dieses Kapital bleibt Eigentum seiner Einzahler und kann nach einer gewissen Frist wieder aus dem Fonds abgehoben werden, wobei auch die bis dahin aufgelaufenen Gewinne mit ausgezahlt werden. Denn das eingezahlte Kapital wird von Fondsmanagern der Bank oder des *takaful*-Unternehmens mittels *mudaraba* oder anderer islamrechtlich erlaubter Methoden investiert. Im Versicherungsfall wird dann zuerst vom Konto des Versicherten Zahlung geleistet, und darüber hinaus, falls der Betrag nicht zur Schadensdeckung ausreicht, von der Gesamtheit der übrigen Konten, sodass gegenseitig für Schäden gebürgt wird. Wenn im Laufe eines Jahres die in den Fonds eingezahlte Summe nicht zur Deckung aller aufgetretenen Schäden ausreicht, so sind alle Mitglieder zur Zahlung eines gewissen Beitrages verpflichtet, der über die schon entrichtete Versicherungsprämie hinausgeht.

Nachdem dem Leser im vierten Kapitel (S. 36-71) ein sehr informativer und hochinteressanter Abriss zur Geschichte des islamischen Bankwesens von 1971 bis 2004 präsentiert worden ist, evaluieren die Verfasser auf den folgenden Seiten (S. 72-87) die Bonität, Solidität, Profitabilität und Rentabilität sowie das wirtschaftlich gesehen vernünftige Handeln der islamischen Banken. Obgleich natürlich große Unterschiede zwischen den einzelnen Unternehmen bestehen, wächst der Bereich insgesamt zur Zeit jährlich um bemerkenswerte zehn Prozent. Bei näherem Hinsehen erweisen sich die Finanzinstitute der islamischen Welt trotz des Zins- und Risikoverbotes als überaus effizient, stabil und geschäftstüchtig. Dabei ist den Autoren nach Sichtung der relevanten Literatur (S. 88-104) noch nicht wirklich verständlich, welchen Faktoren man dieses erstaunliche Ergebnis zu verdanken hat. Hier gibt es, so ihre Einschätzung, noch einen großen wissenschaftlichen Klärungs- und Forschungsbedarf.

Es folgt nun (Kap. 7, S. 105-122 und Kap. 8, S. 123-140) eine überzeugende Skizze der großen Herausforderungen, mit denen sich die islamischen Banken zu Beginn des 21. Jahrhunderts konfrontiert sehen. Natürlich sind die Erfolge nicht von der Hand zu weisen. Dennoch ist auf diesem Gebiet erst ein kleiner Anfang gemacht, wenn man sich das Potenzial der Branche anschaut. Der Weg ist jedoch weit,

bis man tatsächlich als Global Player mit den nicht-islamischen Finanzimperien mithalten kann. Vor dem Hintergrund der anstehenden Implementierung von „Basel II“, d. h. der Eigenkapitalvorschriften, die vom Basler Ausschuss für Bankenaufsicht in den letzten Jahren vorgeschlagen wurden, müssen islamische Einrichtungen weitere Zugeständnisse hinsichtlich eines modernen Risikomanagements, der in- und externen Transparenz und der Regulations- und Kontrollmechanismen machen. Es ist die Frage, ob die Banken dauerhaft das Verfügungsmonopol über die Gelder von Kunden haben können, die an einer islamisch orientierten Verwaltung ihrer Gelder interessiert sind. Letzten Endes werden auch diese Institute sich dem harten Konkurrenzkampf auf dem globalisierten Markt zu stellen haben. Der Trend geht zu transnationalen Unternehmenszusammenschlüssen und Übernahmen, wobei die traditionelle Unterscheidung zwischen einer Bank und anders organisierten Finanzinstituten in zunehmendem Maße ihren Sinn verliert.

Mit einer sehr nützlichen Liste von Themen, die auch, Munawar Iqbal und Philip Molyneux zufolge, von den Banken selbst einer weitergehenden Analyse unterzogen werden sollten (S. 141-151), endet der inhaltliche Teil des Buches. Die Verfasser nennen hier erstens die Reduktion des asymmetrischen Informationsflusses, zweitens die moralischen Bedenken bezüglich des Risikogeschäftes, drittens die rückschauende Bewertung der in einer finanziellen Transaktion unterschwellig wirkenden Intentionen und Zusicherungen und viertens die ständige Beobachtung der Gegenparteien. Das Werk schließt mit einem kurzen Fazit, einer Bibliographie und einem Sachindex (S. 152-156).

Insgesamt gesehen haben wir es mit einer fundierten und substanziellen Studie aus der Feder von zwei wirklichen Experten zu tun, die uns eine sehr gute Übersicht über die Entwicklungen und die Herausforderungen des „Islamic Banking“ während der letzten Jahrzehnte gewähren. Was als eine kleine Bank auf dem Land in Ägypten begann, hat sich zu einem internationalen Geschäft mit weltweit operierenden Institutionen entwickelt, deren Umsatz sich im Jahre 2004 immerhin auf ca. 150 Mrd. US-Dollar belief, Tendenz steigend.

Bonn

Stephan Conermann

(Prof. Dr. Stephan Conermann, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Institut für Orient- und Asienwissenschaften, Abteilung für Islamwissenschaft, Regina-Pacis-Weg 7, D-53113 Bonn)